

Mac's: Ein Feuer erlischt

Heulend und brausend segte der Nordweststurm über die grauen Gewässer der Nordsee. Seit drei Tagen weht es schon ununterbrochen mit Windstärke elf. Die Gewalt des in die Elbmündung stehenden Windes drückt bei Ebbe das ihm entgegenlaufende Wasser zurück, und wenn die Flut einsetzt, so strömen ungeheure Wassermassen stromaufwärts, überfluten die Ufer bis weit hinein ins Binnenland, wo das Elbewasser nicht einmal mehr salzig schmeckt. Es geht auf Neumund, und wenn zum Mondwechsel im Herbst ein richtiger Nordwester tagelang bläst, dann ist an der unteren Elbe der Teufel los.

In Cuxhaven steht die Fischervorstadt fußhoch unter Wasser. Auf dem linken Ufer sind Wiesen und Felder des fruchtbaren Stehlinger Landes weißlich überschwemmt und die Bauern von Stormarn auf der schleswiger Seite, deren Uferland höher liegt und durch flache Sandbänke vor dem Ansturm des Wassers geschützt ist, haben ihr Vieh schleunigst von der Weide holen müssen. Ihre berühmten schwarzweißen Kühe, die sich das Gras des fetten Marschbodens bis weit in den Winter hinein gut schmecken lassen. Im Hamburger Freihafen zeigt der Pegel einen Wasserstand an von fast zwei Fuß über normal. Auf der Seewarte, gegenüber dem Bismarckdenkmal, ist schon gestern der erste Kanonenschuß gefallen, das Warnungssignal vor Hochwassergefahr. Bald wird der zweite folgen: Für jeden Fuß am Pegel ein Schuß.

Und der rasende Sturm läßt nicht nach! Ueber die freie, offene See ist er gekommen, hat die Wasser aufgewühlt bis in die Tiefe und ist in fäuselnder Zubelfahrt weiter gezogen. Nun stößt er zwischen nordfriesischer und ostfriesischer Küste auf tausend harte Widerstände, die nicht nachgeben wollen oder können. Wiegen oder brechen! Und es brechen alte, festwurzelte Bäume. Es brechen Telegraphenmasten und Funkenmasten. Es fliegen stirkende Biegel von den Dächern. Im schönen Vierlanden kracht unter ohrenbetäubendem Getöse eine Windmühle zusammen, die schon mehr als hundert Jahre steht.

So hast der umgebürdige Neolusohn im Lande. Die ruhigen Friesenbauern kennen ihn. Sie sitzen in ihren weit voneinander liegenden Häusern, rauchen zufrieden in Geborgenheit ihre Pfeife und sagen zuweilen, denn sehr geschäftig sind sie nicht, zu der eifrig strickenden Bäuerin: „Dat bläst abers heute mal wieder bannig, wat, Mutting? Woans mag dat nu woll buten sin?“

Ja, wie mag das wohl draußen sein . . . Draußen auf See, an diesem Oktoberabend des Jahres 1936! Die wetterkundigen Fischer sind vor dem ausbrechenden Sturm rechtzeitig heimwärts gefahren oder haben einen Nothafen aufgesucht. Sie wissen, daß Weser und Elbe so manchem ihrer Väter und Brüder bei solchem Wind zu Mondwechselzeit ein nasses Grab bereitet haben. Sie sind moderne Leute, die Nordseefischer. Beim Betrachtern des Nordwestfließes haben die Fischereifreizeuger und die Küstenweiterstationen funktentelegraphisch alle auf See be-

findlichen Schiffe gewarnt. Und fast jedes der heutigen Fischerfahrzeuge hat einen Empfangsapparat.

Auf der Rede von Allenbruch und querab von der Insel Neuwerk beim Feuerschiff „Elbe 3“ liegen viele ansahrende Seedampfer vor Anker, um besseres Wetter abzuwarten. Bei solchem Nordweststurm auszulaufen ist selbst für größere Schiffe gefährlich. Manches schöner Dampfer ist bei dem Versuch, die Ausfahrt aus der Unterelbe gegen einen Nordwester zu erzwingen, an der felsigen Rante der Sandbank Scharhöfen gescheitert und seine Holzriemmer trieben mit einsetzender Flut gegen die Ankerketten der vorstehenden Genossen. Manches anderer, nördlicher stehend, um die schäumende Brandung vor Scharhöfen zu vermeiden, geriet gegenüber auf den Großvogelstrand, und bei Niedrigwasser kann man seine beiden Mastspitzen noch monatelang sehen. Alles übrige haben die mahelnden und tauenden Sandmassen des großen Schiffsfriedhofes zwischen Helgoland und Cuxhaven verschluckt.

Seute ist der Schiffsverkehr eingestellt. Der heulende Sturm findet kein Opfer, an dem er seine Wut austoben, das er zerschmettern und den wilden Wogen, seinen Spießgesellen, zum Fraß hinwerfen könnte. Die vor Anker liegenden Schiffe sind durch die vorliegenden flachen Sände sicher geschützt. Jörnig brüllte er auf, der rasende Nordwester. Wirklich niemand, mit dem er spielen, dem er seine Kraft beweisen könnte? Fern blüht ein Licht auf.

Weit draußen auf der See, dreißig Seemeilen von Cuxhaven entfernt und vierzig von Helgoland, liegt das Feuerschiff „Elbe 1“ auf Position. Fünf Monate dauert der „Seetörn“, fünf Monate muß das mit den modernsten Hilfsmitteln ausgerüstete Schiff Nacht um Nacht mit seinem strahlend hellen elektrischen Leuchtfeuer den Schiffen den Aussteuerungspunkt in die Elbe weisen, von dem ausgehend sie von Feuerschiff zu Feuerschiff bis nach „Elbe 5“ und so den Weg nach Cuxhaven finden. Fünf Monate lang haben die zehn Mann der Besatzung vollauf zu tun, um tagsüber Signale mit ein- und ausfahrenden Schiffen auszutauschen, Funktelegramme entgegenzunehmen und abzuschicken, Lotsen, von denen immer eine Anzahl an Bord sind, mit dem großen Motorboot auf einkommende Dampfer abzulassen oder von auslaufenden abzuholen, die Dynamos und andere Maschinen des eigenen Schiffes zu bedienen und vieles mehr. Arbeit genug ist auf dem Feuerschiff. Es soll niemand glauben, die armen Leute, fünf Monate allein da draußen an immer derselben Stelle, wüßten vor Langesweile nicht was anfangen.

Wenn die fünf Monate herum sind, kommt der Bojendampfer der Cuxhavener Lotsenstation längsseits und mit ihm das Neierdeufschiff, das nun für einen Monat den Posten des getreuen Elbwächters übernimmt. Mit eigener Kraft fährt die „Elbe 1“ dann motorbrummend elbauwärts, um in Cuxhaven gründlich über-

holt zu werden. Dann hat die Besatzung goldene Urlaubstage.

Aber noch ist es lange nicht so weit. Noch sind es mehr als zwei Monate, ehe die rauhen Seeleute, meist ältere Männer, zu Weib und Kind heimkehren dürfen. Ihnen macht es nichts. Sie alle sind viele Jahre lang auf den Meeren der ganzen Welt umhergefahren und sind es gewohnt, nur vorübergehend zu Haus bei Muttern zu sein.

Der Nordweststurm verschafft ihnen ein paar faule Tage. Zwar das mit einem viele Renter schweren Schildanker festliegende Feuerschiff stampft und rollt gewaltig in der großen See. Aber der ruhende Schiffsverkehr läßt ihnen tagsüber mehr Zeit als sonst, und nachts, wenn die große Lampe brennt, genügen zwei Mann Dedwache und einer in der Maschine, um den Dienst zu versehen.

In Delzenz und schweren Seetriefeln stehen die Männer der Wache an Deck. Fortwährend dampft Sprinkwasser über das auf- und niederstampfende und hin und her rollende Schiff. Von Zeit zu Zeit, wenn die „Elbe 1“ gerade in ein Wellental niedersinkt, bricht eine besonders schwere See mit dumpfen Donnern über die Vorwand und stürzt Nummenen Salzwassers an Deck. Dann geht vom dem gewaltigen Stoß ein Bittern durch den rotgeirten eisernen Rumpf, und es dauert eine Weile, bis sich die Wasser, im Schlingern und Rollen des Schiffes von Verschanzung zu Verschanzung getrieben, durch die nach außen aufklappenden Wasserporten wieder verlaufen haben. Die Seeleute kennen das. Unzählige Male sind sie um Kap Hoorn gefahren; wo die Gewässer des Atlantischen und des Stillen Ozeans ständig wütend gegeneinander prallen und mit riesigen Wellenbergen dem gegen Westwind und See aufsteigenden Schiff furchbar zusetzen.

Auf der Brücke steht, ebenfalls in wetterfestem Zeug, der Steuermann. Mit Billigung des Kapitäns hat er bereits vor ein paar Stunden den Befehl „Achtung“ in die Maschine gegeben. Aus Vorsicht. Bei solchem Wetter kann es vorkommen, daß die beste Ankerkette bricht. Dann muß das Schiff in der Lage sein, mit seiner Schraube sofort Fahrt voraus aufzunehmen. Sonst treibt es, dem Steuer nicht gehorchend, hilflos gegen die gefährliche Scharhörfante. Leise brummt der große Motor im Maschinenraum.

Der Steuermann nicht zufrieden. Solche Sturmstage erlebt man an Bord eines Feuerschiffes in der deutschen Bucht im Herbst und Winter zu oft, als daß man sich irgendwelche Gedanken dabei macht. Vorsofrage treffen — natürlich, das ist die Pflicht eines ordentlichen Seemannes. Im übrigen hat er — jeder Seemann glaubt das stets — schon viel schwereres Wetter durchgemacht und überstanden.

Ein Strich Steuerrord voraus ist das Dreieck des Helgoländer Leuchtturmes gut zu sehen in der klaren Nacht; von achtzehn schimmern die beiden roten und weißen Lampen von „Elbe 2“ und ganz schwach und undeutlich das

feite Feuer von Newort hoch oben von dem alten steinernen Turm, der schon zu Störtebeckers Zeiten stand und dem berühmten Seeräuber oft Zuflucht bot vor den Kriegsflozen des hochmögenden Senats von Hamburg. An Backbord querab sind die drei weißen Lampen des Feuerschiffes „Augenweiser“ zu sehen. Sie tauchen auf und verschwinden wieder, obwohl das elektrische Feuer der „Augenweiser“ ebenso wie das von „Elbe 1“ ein sogenanntes festes Feuer ist. Aber das Außenweiser-Feuerschiff, das freilich nicht ganz so weit draußen liegt wie die „Elbe 1“, rollt natürlich in der großen See ebenfalls schwerer und seine drei Lampen sind daher häufig nicht sichtbar. Der Steuermann geht mit breiten Beinen auf der Brücke auf und ab: Alles in Ordnung!

Vorn im Schiff ist der Mannschaftsraum. Die acht Mann der Besatzung, die hier wohnen, haben es sich ganz behaglich eingerichtet. Saubere Kojen mit bunten Gardinen davor. Weißlackierte eiserne Schränke. Ein großer Tisch. Und überall Photographien und bunte Postkartenbilder. Was tut der Seemann der Freiwache in solchen Sturmzeiten, wenn das Schiff stampft und rollt und schlingert, daß man nirgends ruhig sitzen kann? Er „geht zur Kojen“, soll heißen er legt sich auf sein Lager.

Von den sechs Freiwächtern sind drei „eingelohnt“. Sie schlafen nicht. Sie rauchen die kurze Schappeife und beobachten die drei Kameraden am Tisch, die einen gewaltigen Stet dreschen. Einer, dessen Lager sich neben dem Tisch befindet, sitzt auf dem Kojenrand, läßt die Beine herabbaumeln und gibt den eifrigen Spielern zuweilen Ratsschläge. Sonst wird nicht viel gesprochen unter den Männern. Sie kennen sich alle ganz genau. Sie sind monatelang fortwährend in der Enge des Schiffes beisammen. Wenn einer den Mund aufkaut, weiß der andere schon, was er sagen wird. Lebenserinnerungen, Witze, satirische und harmlose, alles ist längst erzählt und bekannt. Bullaugen und Oberlicht sind fest geschlossen, ein Spritzer der über Deck faulendes Wasser könnte hereinhauen und die Besatzung töten. Die dicke Luft, die den vom Pfeifenqualm vernebelten Raum erfüllt, ist ihnen sehr unwohl, verursacht ihnen kein Halsweh.

Wächtern in der Kajüte, wo sich die höheren Chargen, Steuerleute, Kapitän und die kommenden und gehenden Lotsen aufhalten, ist die Luft übrigens kein bißchen reiner. Die Herren schlafen in Kammern, und in der Kajüte sind keine Kojen. Sonst sieht der Raum nicht viel anders aus, als der der Mannschaft im Vorschiff.

Kapitän, zweiter Steuermann und zwei Lotsen sitzen um den Tisch. Jeder hat ein Grogglas vor sich, das er mit einer Hand festhalten muß, sonst faßt es sofort zerklüftend in die nächste Ede. Die beiden Lotsen, ein alter weisshäutiger Seebär und ein junger Mann, der eigentlich noch Lotsenschüler ist, sind tief verärgert. Wäre der verdammte alte Kammerkaken, den sie von Hamburg bis „Elbe 1“ begleitet haben, nur ein wenig schneller gefahren, so hätten sie noch vor Einsetzen des Unwetters einen einlaufenden Dampfer erwischt und sähen heute gemütlich daheim. Der junge ist besonders wütend. Vier Tage sitzt er nun schon fest auf diesem schaukelnden Ewer. Und wenn er Glück hat, so wird er morgen einen Dampfer nach Hamburg bringen können. Bis er zu seiner Braut kommt, werden mindestens fünf Tage und Goitvedori sechs Nächte vergangen sein. Seine Mary ist eine echte Hamburger Deerin, sie hat leicheres Blut. Und Sankt Pauli ist ein verflucht gefährliches Raftwasser. Teufel weiß, was da alles passiert sein kann!

Der zweite Steuermann, der noch nicht lange den Dienst auf Feuerschiffen macht, hat andere Sorgen. „Kapitän“, fragt er, wie das Schiff gerade fertig stampft und es einen Rud an der Ankerkette gibt, daß das Klirren und Singen des straff gespannten Eisengehirrs bis in die Kajüte zu hören ist, „wird sie das noch lange aushalten?“ — „Was meinen Sie eigentlich, Stüermann“, antwortet der Kapitän etwas von oben herab, „unsere Ankerkette viel leicht? Ob die das aushält?“ — Mein lieber Mann, ich bin nun bereits elf Jahre hier an Bord und habe schwereres Wetter erlebt als diese kleine Mühe voll Wind. Das kann ich wohl sagen. Und in der ganzen Zeit ist uns bloß zweimal die Ankerkette gebrochen, davon einmal, weil wir zu wenig ausgefedert hatten. Heute liegen wir vor sechzig Faden Kette. Da muß es schon ganz anders blasen, wenn unsere Ankerkette brechen soll. Haben Sie sich mal den Stempel angesehen, der auf jedem sechsten Kettenlink eingepreßt ist? Kettenfabrik Grünen in Westfalen. Das ist unser bestes Material, Stüermann, das bricht nicht.“

Der junge Lotse wollte zeigen, daß er auf diesem Gebiete auch seine Erfahrungen hätte und begann: „Wie wir mal mit der „Eleonore Widmers“ auf dem Menam-River vor Bangkok lagen . . .“ Er konnte sein Garn nicht zu Ende spinnen.

Vorn im Mannschaftsraum sagte der Klebich auf dem Kojenrand gerade: „Naro Jehn hättest du ihm anbieten sollen, Jan . . .“

In diesem Augenblick geschah es.

Die „Elbe 1“ war tief hinabgesunken in ein Wellental. Aus den Schanzspalten an beiden Seiten strömte schäumendes Wasser. Langsam begann sie sich aufzurichten, da stürmte heulend und brausend an Backbord eine furchtbare Grundsee heran, brach über das ganze Oberdeck herein und drückte mit der Gewalt vieler Tonnen Wasser das Schiff nieder. Ein zweiter schwerer Brecher vollendete das Werk dieser Sturmnacht. Das Schiff lag völlig auf der Seite. Noch einmal leuchteten die mit weißer Farbe feillich aufgemalten Buchstaben „Elbe 1“ durch den grauweißen Gischt — dann versank der rotgestrichene Rumpf des Feuerschiffes in den Wellen.

Mit ihr versanken zwölf Mann. Der wachhabende Steuermann und die beiden Matrosen der Deckwache wurden über Bord gespült und fanden, hilflos in dem schweren Holzzeug wie sie waren, einen schnellen Seemannstod. Die anderen, sechs im Mannschaftsraum, vier in der Kajüte, zwei im Maschinenraum, starben, ehe ihnen zum Bewußtsein kam, was geschehen war.

Der Kapitän hat recht behalten. Die Ankerkette ist nicht gebrochen. Das Feuerschiff „Elbe 1“ liegt auf dem Grunde der See vor Kette und Anker, wie es jahrelang schwimmend als Wächter vor der Elbmündung lag. So hat der Hamburger Vergungsdampfer „Hermes“ die Lage des Wracks festgestellt. Und über dem Grab von Schiff und Besatzung wiegt sich Tag und Nacht auf den Wellen das „Reservefeuerschiff Elbe 1“.

Das Buch in 630 Sprachen

In einem Londoner Verlage ist ein Buch erschienen, das kein Mensch lesen kann. Auch der Gebildete versteht nur einige, bestenfalls 50 Sätze; die übrigen bleiben ihm unverständlich. Klauert man, wenn nicht der Titel des Buches sein Geheimnis enthüllt. Er lautet „The Gospel in many tongues“. Es ist also das Evangelium in vielen Sprachen, beiseite nicht in allen. Die Bibel, der „best seller“ aller Zeiten, ist heute in rund 630 Sprachen übersetzt, meistens von den Mitarbeitern der „British and Foreign Bible Society“; die restlichen Sprachen sind von anderen Unternehmungen gesetzt worden, die sich ebenfalls das Ziel gesetzt haben, die Kenntnis des Evangeliums über den Erdball zu verbreiten.

630 Sprachen bringt „The Gospel in many tongues“, und von den allermeisten hat man nie etwas gehört. Es beginnt bei Nr. 1 mit Accra — an der Goldküste spricht man Accra — und es endet mit Nr. 630 bei Zulu. Dazwischen gibt es das Kosa, das die Kaffern sprechen, die Tabela-Sprache — keine mathematische Formel, sondern das Idiom von Watabelle-Land in Nord-Rhodesia. Unwillkürlich fühlt man sich versucht, bei „China“ und „chinesisch“ nachzuschauen, denn hier soll die schwerste Sprache der Welt sein. Sie ist es nicht; dafür stehen, sauberlich untereinander, 28 chinesische Dialekte, vom Hoch-Wenli über Mittel- und Nieder-Wenli bis zum Chihlo. Chinesisch hält also einen Rekord. Seltsamerweise kommt gleich hinterher das Türkische. Nicht weniger als 28 verschiedene türkische Idiome sind aufgezählt, nicht etwa harmlose sprachliche Abweichungen, sondern Gebilde verschiedener Worthäufes und verschiedener Grammatik, die vom Kasporus bis tief nach Innerasien hinein geschrieben werden.

Es gibt jedoch noch andere verblüffende Sachen in diesem Buch. Da ist z. B. die Arab-

Sprache. Wo spricht man sie, in Araba? Nein, in Belgisch-Kongo. Die Slav-Sprache, ein slawischer Dialekt oder eine Grundform des heutigen Russisch? Nein, Slaw spricht man am Mackenziefluß in Kanada. Romanisch? Nicht romanisch oder rumänisch, sondern Zigeunersprache, weil die Zigeuner sich das Rom-(Mensch) Volk nennen. Aber Chin wird doch sicher in China gesprochen? Man spricht es in Burma, und zwar gleich in vier verschiedenen Dialekten. Die Maggi-Sprache ist das Verständigungsmittel auf der Toulou-Insel, die zu Papua gehört.

Fast noch interessanter als die Sprachen selbst sind die Schriften, die man getreu wiedergegeben hat. Die kunstvollen chinesischen Ideogramme, die mandchurischen fentkedten „Sturmfahnen“, die dschungelartigen indischen Schriftzeichen finden sich neben den Dreiecken und Wellenlinien der Indianersprachen, die an jene Krüge erinnern, die Schulkunden an die Hauswände malen, — und doch wird in ihnen das Evangelium ausgedrückt. Die abessinischen Zeichen stehen neben stüchtigen arabischen in gekrümmten Schlingen und Pünktchen und den Blockbuchstaben des Hebräischen. Im ganzen sind es mehr als 80 verschiedene Schriftsysteme. Die Bibel ist oft das einzige Sprachdokument, das die Völker Innerafrikas und Australiens in ihren eigenen Idiomen besitzen.

Alle drei oder vier Wochen gibt es eine neue Bibelübersetzung in eine neue Sprache, die man nur in den brasilianischen Urwäldern, in der sibirischen Tundra oder in indischen Bergnestern kennt. 400 Millionen Bibeln in nahezu 1000 Sprachen sind schon gedruckt und verkauft oder mientgeltlich verteilt worden, in einem Zeitraum von 126 Jahren.

Das neue Menschenherz...

Kleiner Kratz auf das Grab eines großen Dichters

Am 27. November 1916 — vor 20 Jahren also — verunglückte in der Nähe von Rouen der Dichter Emile Verhaeren tödlich. Mitten im Weltkrieg, der für sein der Zukunft zugewendetes Herz die schmerzlichste, erregendste Enttäuschung bedeutete, verloren die Freunde einer Dichtung, die ein besseres Zukunftsideal besaß, den Mann, der zündender als viele andere den Ton der Zukunftshymne getroffen hat.

Das schmale Bändchen „Hymnen an das Leben“ verdammt wir dem entscheidenden Menschheitserlebnis dieses größten, in französischer Sprache schreibenden Dichters Belgiens. Stefan Zweig hat uns in mafelloser Sprache die kongeniale deutsche Nachdichtung der Verhaeren'schen Lyrik vermittelt.

Viele werden sich aus dieser oder jener bildlichen Darstellung und Zeitungsfotographie des Bildes eines anderen Belgiers erinnern, der noch heute in der Arbeiterbewegung eine führende Rolle spielt: unseres Freundes Vanderveelde. Dieselbe Physiognomie, derselbe lebendige, geistprühende Ausdruck im schwarz-bärtigen Gesicht und aus funkelnden Augen hinter Gläsern tritt uns entgegen, wenn wir Verhaeren's Bild zur Hand nehmen. Hier ist jene westliche Aktivität spürbar, ein Temperament des Herzens, das sich ganz für die als recht erkannte Sache zu verschwenden bereit ist. Die Sache Verhaeren's war, seitdem der 1855 in einem Dorf bei Antwerpen Geborene zu schreiben begann, jene Umwelt, in der er Rauern und Fabrikshöle, Maschinerie und Lebensnot wachen sah, das Gebrüll der Motoren und Transmissionen hörte, — jene Umwelt, in der er das Menschenherz immer mehr in Gefahr geraten sah und die ihn daher zum Rufser für eine neue Welt machte.

Wir bringen, von der Welt und von uns selber trunken in das verliebte All ein neues Menschenherz...

Der Götter Pann und Gnade ist für uns verfunken, in uns nur lebt die Kraft, denn in uns war der Schmerz.

Das war der Ursprung jener Hymnen, die zum Wertvollsten gehören, was die internationale Arbeiterdichtung besitzt. Verhaeren ist dabei ein Musterbeispiel dafür, daß man den Worten, auf dem man gewachsen ist, lieben und sich doch der ganzen Welt weihen kann. Denn ein wesentlicher Teil seines Werkes ist seiner flandrischen Heimat gewidmet. Indem er sie besang, ihre lebensstrobende Kraft pries und nie verlagerte, daß sein ganzes Wesen in ihr wurzelte, umfaßte die Sehnsuchtsbrunst seines Dichterherzens gleichzeitig so begeistert das ganze All, daß er alle diejenigen mitriß, die noch durch den Klang eines großen Dichtervortes zu rühren sind. Dieser Klang allerdings war von einer bis dahin unbekanntem, herausgehenden Schönheit. Das sieghafte Gefühl, das ein neues Menschenherz ausströmte, entlud sich verschwenderisch in Gefängen, die fast den Rahmen der Sprachkunst sprengten. „Les hymnes souverains“ — so nennt er eines der ersten Bücher, die diesen Klang vermitteln mit Recht: wer nur das bekannteste und verbreitetste seiner Bücher zur Hand nimmt, die „Hymnen an das Leben“, und sich ein Organ für die Macht der Dichtung

erhalten hat, wird spüren, was wir diesem Sänger der Zukunft verdanken.

„O Menschheit, goldenen Sternen brüderlich gepaart“, — der Dichter, der in einer Zeit des allgemeinen Todes und der Zerreißen aller menschlichen Bande zwischen den Völkern vor zwanzig Jahren dahinschied, hat auch in der

tieffsten Erniedrigung nicht aufgehört, für sein Ideal zu zeugen. Seine Lieder werden erst wahrhaft lebendig sein, wenn das neue Menschenherz, von dem sie künden, das verlebte All erneuert hat. Weil wir das so gläubig hoffen wie er, legen wir den kleinen Kranz des Gedankens heut' auf sein Grab. Irma K.

„Er ging an meiner Seite...“

Im Weltkrieg 1914 bis 1918?

O nein! Da war der Freund noch auf der Schulbank gesessen, da hat er geweint, wenn seine Mutter mit leerer Tasche, ohne Brot, nach Hause gekommen ist.

Er hat geweint, bis ihm die Mutter schwarzen Stuken geboden, ein Gemisch von Kaffeesatz und Sirupfurrogate, den er heißungrig verschlang.

Nach hat er damals noch nicht gelannt. Ich irrite durch das Kartigelände, lag zerfchlagen und mit einem großen Herzen voll Sehnsucht nach Vater und Mutter und unserem heimatlichen Grenzwald in den Schützengräben in Italien.

Ich schlich als Kriegsgefangener betrachtet und verspottet durch die Täler der Abbruzzen, und nach drei Jahren mit einem Fieberbrand im Leibe heim zu der gequälten Mutter, in meinen stillen großen Wald.

Die Heimat war arm geworden. Alle Güter lagen draußen an den Fronten zerfchlagen, verrottet und begraben.

In der zwei Stunden entfernten Bezirksstadt dauerte es eine geraume Zeit, ehe die Zuergrünern ihre Spatenstiele, Zetspflocke und Handgranatengriffe als überzählig und unbrauchbar eingestuft, und sich wieder der Friedenserzeugung zugewandt.

Aber dann ging es flott. Aufträge über Aufträge flatterten in die Kontore.

Kreisräger jubelten das Lied der Arbeit. Schwungräder pulsten, und breite Lederrriemen schmähten in den Holsberfchalungen.

Säge und Hobelspäne türmten sich in der ganzen Fabrik hieboch. Ein atemberaubender Geruch von Politur, Weize und Spiritus lag wie Weihrauch über dem Schaffen, und ich und alle die Freunde und Freundinnen waren glücklich.

Mir schien es, als würde ich jetzt voll entschädigt für die schweren Kriegsjahre, für meine hingeopferte Jugend.

Ich kamm sozial über den Durchschnitt meiner armen Heimat, ich erreichte ein Angestelltenverhältnis mit Pensionspflicht.

In scheuer Liebe streichste mir oft die weißhaarige Mutter über den Scheitel, den sie mit Mühe erreichte. Freudiger Abglanz ihres verborgenen Fühlens spiegelte sich in ihren alten guten Augen.

Kaum vermochte ich inmitten meiner geliebten trauten Waldheimat all das Glück zu ertragen.

Da ging ich in die Fremde. Erst immer noch glücklich. Neue Menschen, neue Freunde wuchsen in mein Leben. Erfahrungen freudiger und trüber Art wechselten, bis ich in der Heimat des kleinen Jungen landete, der im Kriege die schwarzen Stuken verschlang, und mitterweile zum künftigen Buchhalter geworden war.

Was uns trotz des verschiedenen Alters zu Freunden gemacht? Ich wußte selbst nichts anderes zu sagen, als meine überschwinglichen

Worte für die Sache der Armen, der Entrechteten, meine Begeisterung für den Sozialismus.

Ganz deutlich bebten schon damals in der großen Welt draußen die Fundamente unserer Wirtschaftsbildung. Näher, immer näher zog das Leben, hinter sich verschüttetes Leben, vernichtete Arbeit lassend, und einmal stand es drohend inmitten des Grenzlandes, der Heimat.

Als eines der ersten Opfer fiel ich, dann der Junge, der ebenso schon Familie hatte, schon wie ich.

Das war vor Jahren. Erst nahmen wir beide die Sache leicht. In Unkenntnis der Zusammenhänge warteten wir auf morgen, übermorgen. Von unserem Winkel aus übersehen wir das Kampffeld nicht, erkannten die modernen Waffen nicht, die sich klingende Fremdwörter umgehungen hatten: Militarie, Nationalisierung, Devisen, Clairing...

Ich und der Junge sackten ab. Böse Worte fielen in den Familien. Oft und oft blieb die Schulbank leer.

Die große Kriegszeit mit den schwarzen Stuken ist wieder erstanden.

Längst haben wir alle Hoffnung auf unseren Beruf aufgegeben. Mit verschmutzten Händen haben wir mit auf der Staatsstraße geschöpft. Wir haben die Berge der Heimat mit Jungwald gepflanzt. Wir haben alle erdenkliche Gelegenheitsarbeit getan.

Das war alles wie ein Tropfen auf einen heißen Stein.

Die Kinder wurden blässer, immer noch schwächer, und die Not wuchs weiter.

Zum letzten Male sind wir beide nochmals in den „gräßlichen“ Forst gezogen und haben für die Menschen, die noch Weihnachten feiern können, Christbäume „gemacht“.

Tagtäglich sind wir, durchnäht bis auf die Haut, durch das Jungdickicht gestrichen, haben die abgeschlagenen Bäumchen an die Waldwege gegerrt.

In unzähligen Büntchen stand Blut auf der Handoberfläche. Radeln und Dürrzweige trakteten unsere Arbeit.

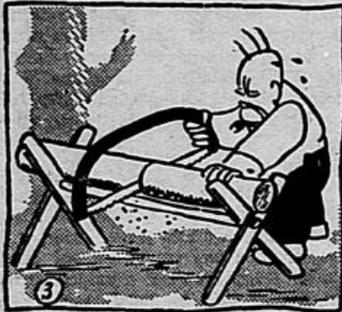
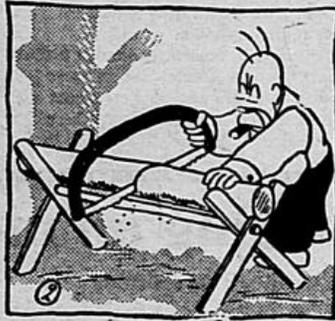
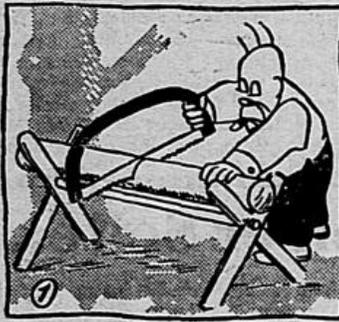
An einem Morgen lag Schnee über dem Walde.

Unsere Arbeit war beendet. Furchsam gingen wir beide heimzu, ein Frau und den Kindern zu sagen: „der Verdienst ist zu Ende!“

Da kam zu dem Jungen die Botschaft, morgen solle er in die Fabrik kommen, zur Arbeit, die Brot, Sattsein und neuen Lebensinhalt gibt!

Kaum, daß er sprechen konnte, als er mir das kaum Glaubliche erzählte. Mir ging es nicht besser.

Ich schüttelte ihm die Hände, schaute ihm lange in die frohen Augen und sagte: Nun marschiere ich allein weiter! Wie lange ist es noch ertragen kann? — Weißt du es, mein Freund, der du fünf Jahre an meiner Seite gingst? Josef Eggerer.



Adamson sägt durch dick und dünn

Einer fehlt!

Es ist nicht mehr Herbst und noch nicht Winter. Herbst ist es, wenn die Obstbäume fruchtbeladen stehen, die Sonne vom klaren Himmel mild herniederstrahlt, das Buchenlaub in bunten Farben glüht und dann vom Herbstwind als Blattgefirre verstreut wird über das Land.

Nun aber stehen die Bäume in der stillen Seitengasse laß, ihr dürres Laub, das den Gehsteig bedeckt, ist vom Wind zerweht oder in den Schmutz getreten. Das heimliche Rascheln unter den Füßen ist nicht mehr: Die Welt ist trüber und ärmer geworden.

Vor einem Haus steht der Wagen einer Bestattungsgesellschaft, in ihm ein schwarzpolicierter Sarg. Hinter dem Sarge sammeln sich die Inwohner des Hauses, um den Toten ein Stück des Weges zu geleiten. Sie brauchen nicht weit zu gehen, hinter der Straßenbiegung wird der Fahrer Wollgas geben und seine stille Fraß entführen.

Ich kenne alle Bewohner des Hauses und doch weiß ich nicht, wer gestorben ist. Die gutmütige alte Frau ist da mit ihrer erwachsenen Tochter („Sie ist immer noch ledig und war doch ein so hübsches Mädchell“, stelle ich im Gedanken fest), hinter ihnen geht der Arbeitslose aus der Dachstube mit seiner Frau, dort der alte, schwarzgekleidete Herr, der im Sommer auf den sonnüberstrahlten Parkwegen so gern den spielenden Kindern zusah, dann noch einige Leute, alle zusammen einen kleinen Trupp von acht, neun Menschen bildend.

Einer fehlt, — doch ich vermisse niemanden. Kann ich die Menschen fragen, die traurig und vergrämt aussehen, obwohl sie nicht weinen. Was ist ein Mitgefühl wert, das erst nach der Ursache fragen muß? — Ich scheue mich, in ein Nachbarhaus zu gehen und nach dem Namen des Toten zu fragen. Ich versteife mich darauf, daß ich von selber darauf kommen muß, wer bei dem Trupp fehlte und gehe den ganzen Tag grübelnd und sinnend umher, ohne zu einem Resultat zu gelangen.

Am nächsten Tage erfahre ich es: Es war ein alter Mann gewesen, den ich gut kannte. Unmerklich hatte er sich zurückgezogen, sein Leben war still erloschen wie ein niedergebranntes Licht. Auch andere erfuhren erst durch fetten Tod, daß er die letzten Monate a u d noch gelebt hatte.

Das also sind wir wert! Neben und vor uns fielen die Kometen und wir merkten es nicht. Gingen sie vorzeitig? Hatten sie ihr Leben erfüllt? — Erfüllen wir das unsere, solange es Zeit ist, auf daß nicht einmal auch vor unserm Sarg gute Bekannte stehen und fragen: Wer mag darin liegen?

Gedankenfrüchte dieser grauen Lage. Es ist nicht mehr Herbst, bald wird es Winter sein, dann weht der Wind scharf und kalt und klar.
R. G.

Schach-Ecke

Geleitet von Wenzel Scharoch, Drakowa Nr. 22.
Post Modlan bei Teplicz-Schönau.

SCHACHAUFGABE Nr. 313.

Von Jules Sulzer, Zürich.
(Schweizer Arb.-Schachzeitung.)

Schwarz: Ke5, Tg4, Lb1, Be3, f7, h5. (6)



Weiß: Kf8, Dg1, Te8, Lc5, g6, Se2, e7, Bd5, f6, h4. (10)

Matt in zwei Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an den Letter dieser Spalte einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 310: Kg1-f3!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Dinnebi Emil, Tetschen; Chroust Karl, Bilin; Sturm Heinrich, Brünn; Beutel Wilhelm, Arnsdorf b. Tetschen; Tepper Franz, Karlsbad; Nitsch Rosa, Trupschitz; Schöffel Antou, Schöbritz; Bretschneider Otto u. Eichler Otto, Drakowa; Habi Erwin, Chlmiak Teo, Holfeld Otto, Schindler Robert, Freundl Anton, Lohmüller Hans, König Rudolf u. Tyle, sämtlich Neustadt; Tritsch Gustav, Wisterschau; Tesaf Franz, Suchel; Walter Ludwig, König Anton, Steinwitz Hans, sämtlich Kwitkau; Dreßler Rolf, Vlasim; Klotzig Rudolf, Strache Karl, Pfeifer Ernst, Jungmann Karl, sämtlich Großpriesen; Ulbert Erich, Klutschkau.

PARTIE Nr. 117.

Gespielt im internationalen Schachwettkampf am Bundesfest in Komotau, Atus V, Kreis-Atus VI, Kreis, 3. Brett, Sizilianisch.

Weiß: Wohner Laurenz, Neudek.

Schwarz: Schöpka Josef, Komotau.

1. e2-e4 c7-c5
2. Sg1-f3 Sb8-c6
3. c2-c3

Ein Abweichen von den üblichen Theorie. Der Zug ist aber trotzdem nicht schlecht, er beinhaltet die Bildung eines starken Bauernzentrums.

3. ——— Sg8-f6
4. e4-e5?! Sf6-d4
5. Lf1-c4 Sd4-b6
6. Lc4-e2 Dd8-c7
7. d2-d4 c5xd4
8. c3xd4 d7-d6

Schwarz spielt sehr vorsichtig. Er beabsichtigt den Abtausch des e-Bauern zu erzwingen, in welcher Absicht ihn dieser etwas entgegenkommt, und nachfolgenden Angriff auf den d-Bauer. Hätte Weiß nicht geschlagen (9. exd6), so wäre die Entwicklung des Läufern nach g7 nebst Besetzung der freien d-Linie mit dem Turm a8 gekommen. Unverständlicherweise rückt später Schwarz von seinem Plans wieder ab und entwickelt den Läufer nach e7.

9. e5xd6 Dc7xd6
10. 0-0 e7-e6

Auch jetzt noch ist die Entwicklung des Läufern nach g7 dem Textzuge vorzuziehen.

11. a2-a3 Lf8-e7
12. b2-b4 a7-a6
13. Lc1-b2 Le7-f6

Angriff und Ueberdeckung des Bauern d4. Schwarz glaubt nun am Ziele seiner Wünsche zu sein, aber, Weiß hat in dem Zuge

14. Sb1-d2

eine hübsche Parade gefunden. Nun darf Schwarz den Bd4 nicht schlagen wegen Figurenverlustes. Z. B. 14. ... Sxd4 15. Sxd4 Lxd4 16. Sf3! oder 14. ... Lxd4 15. SxL SxS 16. Sb3! usw.

14. ——— Dd6-d5
15. Sd2-b3 Sb6-a4!
16. Ta1-b1 Sa4xb2
17. Talxb2 0-0
18. Tb3-d2 b7-b6
19. Dd1-c2 Lc8-b7
20. Tf1-d1 Ta8-c8
21. Dc2-c1?

Vorzuziehen ist Le2-c4! Den Textzug läßt eine hübsche Kombination des Schwarzen mit Bauerngewinn zu.

21. ——— Dd5xe4

22. Le2xc4 Sc6xb4

Nicht Sxd4, wegen Txs usw. Der Textzug gibt auch schöneres Spiel und aussichtsreichere Chancen.

23. Lc4xe6! f7xe6

24. a3xb4 Lb7xf3

25. e2xf3 Lf6-e7

26. Td2-a2 Tf8xf3

27. Sb3-c1 Le7xb4

28. Ta2xa8 Lb4-a5

29. Ta8-a7 Tf3-f7

30. Ta7xf7 Das hatte noch Zeit. Den

Turmabtausch kann Weiß immer noch erzwingen.

30. ——— Kc8xf7

31. Sc1-d3 Kf7-e7!

Der König wird im Endspiel immer zu einer starken Figur.

32. Sd3-e5 Ke7-d6

33. Kc1-c2 Kd6-d5

34. h3-h3 Lc5-c3

35. Td1-c1 Kd5xd4

36. Se5-f3+ Kd4-c4

37. Sf3-g5 Tc8-c6

38. Se5xh7 Statt seinen König und

Springer für die Verteidigung heranzuziehen, geht Weiß auf Bauernraub aus. Das kann kein gutes Ende nehmen.

39. Sh7-f8 b5-b4

40. Sf8-d7 Kc4-b3!

41. Sd7-e5 Tc6-d6

42. Te1-b1+? Verliert sofort, aber

auch andere Züge hätten keine Aenderung bringen können.

42. ——— Kb3-a2

43. Se5-c4 Td6-d4

Aufgeben, da Weiß, wie immer er spielt, eine Figur verliert. Eine gehaltvolle Partie, die von Schwarz im besten Stil gewonnen wurde.

Anmerkungen von Josef Schöpka, Komotau.